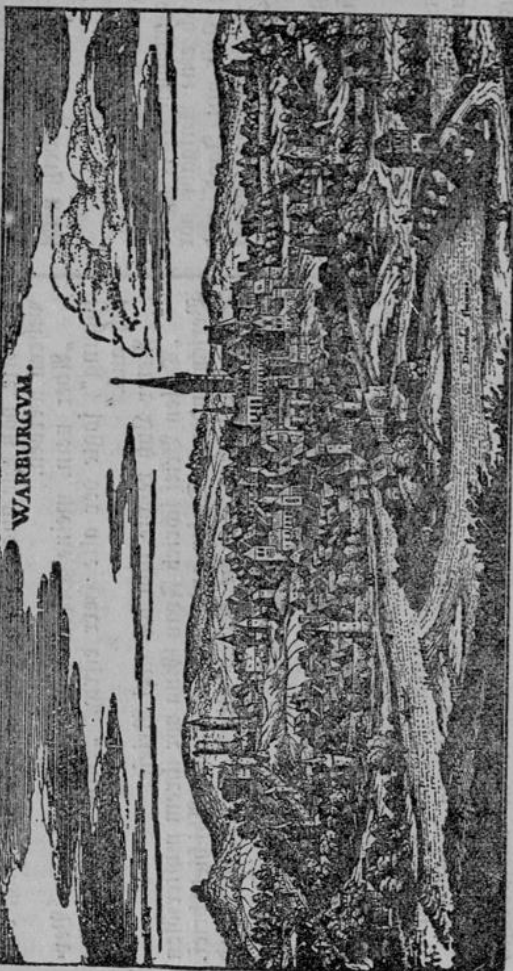


Marburger Worte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage
des **Marburger**
Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und
Förderung des Heimatgefühls
annimmt.
Beigabe des Kreisblattes
Nachdruck der Originale ist
verboten
Schriststiftung: A. Schäfers,
Marburg

7. Jahrgang

19. Juli 1933

Nr. 58

DER MAGIER

VON ANTON SCHWAB

Peter Lutz starrte Karel an.

Entsetzt glitt sein Blut über den Kopf. Wie hatten
sich die zwei Jahre, da sie einander nicht gesehen hatten,
altern lassen? War dieser müde, in sich zusammengefallene
Mensch, der seinen Funken von Energie mehr verriet,
der lebenslustige, immer fröhliche Karel Lutz, der Re-
gationsrat der tschechischen Botschaft?

Karel nickte müde.

„Du findest mich sehr verändert, lieber Peter!“ sagte
er bitter.

„Ja, ich finde dich kaum wieder! Hast du Unglück
gehabt? Sage mir, was ist geschehen?“

„Du weißt doch nichts Peter? Hast du meine Briefe
noch erhalten?“

„Nein, das heißt, ich habe sie noch nicht gelesen. Drei
Jahre war ich in Afrika und habe in der Wüste ge-
schmort. Bin heute erst zurückgekommen, wahrheitsge-
mäß ist die mir gesandte Post jetzt irgendwo in meiner Was-
chung. Ich habe Berlin als Ziel angegeben. Was ist denn
geschehen?“

„Gina ist fort“, sagte der blonde Schwabe leise und
senkte den Kopf.

„Deine Frau hat dich verlassen?“

„Ja, sie ist von mir gegangen, mit dem Kinde!“

Peter Lutz sah den Freund lange an. Er begriff nicht.
Karel, der in der Liebe zu ihrem Gatten und ihren
Kinde aufgegangen war, sie sollte Karel verlassen haben?

Mein, das war nicht möglich; alles konnte er begreifen
und glauben, aber das nicht.

„Gina hat dich verlassen, freiwillig verlassen? Karel,
ich weiß in diesem Augenblick noch nicht das Geringste,
was geschehen ist, aber das behaupte ich, freiwillig hat sie
dich nicht verlassen.“

Milde entgegnete Karel: „Ich habe mir das auch hun-
dertmal, tausendmal gesagt, habe es nicht glauben wollen,
aber es muß doch wohl so sein. Nur Abschiedsbrief ist es

klar und eindeutig, daß es kaum möglich ist, daran zu
zweifeln.“

„Erzähle mir alles, lieber, armer Junge.“

„Ach, es gibt wenig zu erzählen. War ein Augen-
blick, ich will Ginas Brief holen.“ Er erhob sich und ver-
ließ das Zimmer, um nach wenigen Augenblicken mit
einem hellblauen Brief zurückzuführen.

„Da lies, Peter.“

Peter Lutz nahm den dargereichten Brief, der den Duft
der Frau, die ihn einst geliebt hatte, noch trug und
las:

„Lieber Karel! Du bist dein ganzes Leben so gut zu
mir gewesen, und doch muß ich dir heute so viel tun. Ich
muß von dir gehen. Vielleicht hast Du es die letzten Mo-
nate auch gespürt, wie unsere Herzen auseinandergingen,
wie das, was uns einst zusammenführte, erlosch. Lieber
Karel, ich liebe dich nicht mehr und kann nicht länger
an deiner Seite leben. Ich gehe freiwillig, um mein Leben
vollständig mit dir zu führen. Große Liebe nicht. Ein-
mal wird die Stunde kommen, da Du mich verlässt und
freisprechen wirst. Habe Dank für alles, was Du mir
Gutes getan hast und bitte Vater, daß er mir nicht grüßt.
Peter sah auf. „Dann geschah es?“

„Vor genau dreizehn Monaten, Peter. Ich fand den
Brief früh, als ich Gina in ihrem Zimmer aufsuchen
wollte. Sie und das Kind waren weg. Ich habe zunächst
nicht an die Möglichkeit glauben wollen, habe an Ver-
brechen und Entführung gedacht. Habe die Polizei benach-
richtigt. In allen Blättern habe ich Aufreife erlassen, aber
niemand war eine Spur von ihr zu finden. Und meine
Sorge ist mit ihr gegangen.“

„Wie alt war das Kind?“

„Sechs Jahre, Peter. Unser Glück war unsere Sorge.
Mir ist, als sei mit mir die Welt abgefallen, seit ich
allein bin. Gatte ich nur die Gewißheit, da oder dort leben
sie, leben in Frieden, vielleicht wäre dann ein Liebesver-
ständnis, aber so ist es ein langames, qualvolles Zu-
grundgehen. Hier... nach drei Monaten kam noch ein
Brief von ihr. Sie hat mich, nicht mehr nach ihr zu
suchen, es ging ihr wohl; Sorge wäre gesund und es fehle
an nichts. Dies den Brief noch.“

Peter folgte der Aufforderung. Dann fragte er: „Wo-
her kam der Brief?“

„Er trug den Stempel Budapest. Ich habe dort nach
ihr gesucht. Drei Wochen war ich selbst dort, ohne auch

Für Deutschland typisch und dem deutschen Magen an-
nehmlich sind das kräftige Roggenbrot in hundertfacher ver-
schiedensten Formen. Fast jede Stadt, jede Gegend hat hier ihre
Eigenarten. Der Bayer zieht die runden Laibe mit Anis als
Gewürz dem länglich geformten norddeutschen Graubrot mit
harter Rinde vor. Volkstümliche wie der westfälische Pumper-
nickel, das Mecklenburger Grobrot, das Gossener Schwarzbrot,
das dem deutschen Norden eigenartig und so wohl-
schmeckend, daß auf alles Weißbrot aus ausländischem Weizen
gern verzichtet werden sollte.

Der rauhe und genussame Fre, der hartnackige Schotte,
beide fühlen sich beim Genuß ihres grauen Roggenbrot, der
erstere mit einem Zusatz von Kartoffelmehl, wohl. Das harte,
in der Form einem Rundbrot so ähnliche graue schottische
Knädelbrot gilt außerhalb des Landes als Leckerbissen.

Der Nordamerikaner mit seinem Liebesbrot an Weizen
kennnt sich, in allen Erdteilen für kein Weißbrot die Trommel
zu rühren. Er möchte die mexikanische Tortilla, den flachen
Nationalbacken aus Maismehl und Wasser, ebenso verdauen
wie das japanische Reisbrot. Unter der landlichen Be-
völkerung Südamerikas behauptet das Gahriantende alte
Kaffeebrot trotzdem noch seinen Platz. Als Kolonialbrot zum
ersten Mal die Antillen betrat, wurde er mit diesem Brot be-
kannt, das heute noch auf gleiche Art aus der Maniokwurzel
hergestellt wird. Man mag die geschälte Wurzel in Hand-
mühlen und schneidet den Brei mit Wasser aus, um die in
ihm enthaltenen Giftstoffe zu entfernen. Die feuchte Masse
wird dann in einen feumatischen Sad geschüttelt, den man an
einem Ast aufhängt. Durch einen am Boden angebrachten
Knäppl steigt die eingedampfte Hausfrau den Sad nach unten,
daß er sich schlauchtartig dehnt und das Wasser herausgedrückt
wird. Den nunmehr fertigen Teig backt man in Pfannen auf
Holzbohle zu einem wassersattigen Kuchen.

Gruppen: die eine behält lebensfähig die ursprüngliche
Brotfarbe bei, während eine Minderheit mit der Zeit gold-
glänzend wird oder doch wenigstens vereinzelte derartige
Stücken aufweist. Auch bei ihnen kann aber immer wieder
ein Rückschlag in die dunkle ursprüngliche Färbung eintreten.

Die dritte Gruppe bildet der aus Japan stammende Higo-
oder eigentliche Goldfarphen, gleichfalls ein Ergebnis plan-
mäßiger Züchtung. Zeitweise als Leichfisch sehr beliebt, findet
man ihn bei uns heute nur noch selten, da er vorzugsweise
am Boden der Gewässer lebt und daher nur selten fischbar
wird. Dadurch aber erfüllt er als Leichfisch seine Aufgabe
höchst unvollkommen.

Dem bereiserten Weizen will man, wenn man die Leiche
vor allem der öffentlichen Anlagen mit Hirschen füllt, auch
etwas von den Tieren geben. Das Wissen, daß sich im Wasser
praktisch gefärbte Fische befinden, genügt der großen Menge
nicht. Die Fische sind in die Fischzuchttechnik erfolgreich
eingeführt worden. Sie haben eine Färbung erreicht, die sich
vorzugsweise in den oberen Wasserpartien aufhält und gleich-
zeitig die schöne Goldfarbe besitzt. Schließlich gelang es auch,
das erstrebte Ziel zu erreichen. Beim Mant oder Heringling,
Düsseldorfer, fanden sich goldfarbene Exemplare häufiger
als bei anderen Arten, und zugleich halten sich diese Fische
vorzugsweise nahe der Wasseroberfläche auf. Es ist dann deut-
liche Färbung zu erkennen, eine konstante goldgelbe Färbung
zu zeigen, mit schon goldfarbenen Rücken und silberglän-
zenden Bauch, die, bei einer Länge bis zu einem halben Meter,
eine wahre Herde der von ihnen bewohnten Leiche bilden.

Die Nachfrage nach diesen Fischen wurde bald so groß,
daß besondere Züchtereien entstanden, die sich ausschließlich mit
der Aufzucht der Heringlingfische befassen. Da ihr Fleisch
recht wohlschmeckend ist, glauben man sie auch auf den Lebens-
mittelmarkt bringen zu können. Indessen erlebte man eine
Enttäuschung. Das Publikum lehnte den auch im Lode noch
goldig glänzenden Fisch ab, wenn es ihn leblos auf dem Fisch-
stand sah, und heute gelangt der Goldfarphen nur noch als
Zierfisch in den Handel.

Auch bei den Schreien gibt es eine goldfarbene Art, die
indessen noch mehr als ihre graugrünen Artgenossen sich mög-
lichst tief im Schlamm vergräbt, so daß ihr als Leichfisch
keine Bedeutung zukommt. Von Paris und Stadt sind
gleichfalls vereinzelte goldfarbene Vertreter gefangen worden,
und selbst bei den Älern fehlen sie nicht. Schöne Goldale
bilden allerdings eine außerordentliche Seltenheit, indessen sind
sie mehrfach gefischlich verbürgt.

in Chr. in Rom die ersten handwerklichen Bäder auf-
tauchen. Gatten diese fast ausnahmslos Weißbrot gebaden,
zu dem die unerlöschlichen Kornstammern des römischen
Weltreiches — vor allem die sizilischen, um deren Weiz in
Sardinien untergehen mußte — den Weizen lieferten, so baten
andere Länder ihr Brot dem Goldfarphen des betreffenden Landes
und den ihnen zur Verfügung stehenden Getreidearten an.

Romanische Länder blieben größtenteils beim Weizenbrot,
das ihren klimatischen Verhältnissen und ihrer körperlichen
Veranlagung entsprach. Das klassische Land des Weizenbrot
in hundert verschiedenen Formen wurde Frankreich, der größte
Weizenproduzent der Erde. Die riesigen runden Laibe des aus stark
ausgemahlenem Weizen bestehenden Bauernbrot, das in allen
Ecken ebenso feind an wie die bis zu zwei Meter langen
dünnen Stangen des schneeweißen Tafelbrot, das in allen
Gasthäusern dem Gast in unbefruchteten Mengen ohne Preis-
aufschlag zur Verfügung steht. Ein Stück Brot, in Mouton
getaucht, genügt manchem Süßkornfresser als Mittagessen.

Dem Italiener, dem typischen Teigwarenliebhaber, spielt
das Brot schon nicht mehr die gleich große Rolle. Hier gibt
es auch nur selten eigene Bäckereien, sondern man kauft das
Brot in Läden, die einen halben bis zu einem ganzen Meter
lang sind, beim Lebensmittelhändler.

Bäcker in den vorwiegend unter habsburgischer Krone stehenden
Ländern, besonders die Wiener. Nicht umsonst schreibt heute
noch mancher Reichsdeutsche über seinen Laden: Wiener
Bäckerei. Der wohlhabende Wäbner ist kein Weißbrot reich-
lich mit Wohn befreit. Das französische und leibliche Kaffee-
brot, aus etwas fide schmeckendem Maismehl unter Zusatz von
Kaffee bereitet, hat manchem deutschen Soldaten während des
Krieges das alte Kommissbrot nicht ersetzen können.

Ein Erfolg bewahrter Zucht. — Die Bedeutung der Farb-
stoffe in der Fischzucht. — Goldale eine große Seltenheit.
Von Hermann Peterien.

Goldfische

Die stummen Bewohner unserer Gewässer bleiben dem
menschenlichen Auge in der Regel unsichtbar. Einmal verweilen
sie mit Vorliebe vielfach in den tiefsten Schichten oder gar im
Schlamm des Fluß- oder Teichgrundes, dann aber macht die
dunkle unauffällige Färbung sie in den meisten Fällen neu-
gierigen Blicken schwer erkennbar. Eine Ausnahme bilden
eigentlich nur die bekannten zierlichen Goldfische, die man in
Aquarien und auch in kleineren Gehäusen als Zimmerfisch
noch häufig antrefft, und ferner die im gleichen goldgelben
Glanze schimmernden, aber weit größeren Regenbogen, die
vielfach die Leiche offener Anlagen zieren.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß bei allen Fischarten
sich hin und wieder goldfarbene Exemplare finden. Dabei
handelt es sich, ähnlich wie bei den völlig weiß gefärbten, un-
plötzlich auftretende Abweichungen von der Regel, die zum Teil
erblich sind und auf einer anormalen Vererbung der Farb-
stoffe in der Haut beruhen. Bei den weißen Fischen, den
Albinos, liegt die Abweichung in einem Mangel an Farbstoff-
zellen begründet, bei den goldfarbenen dagegen in einem ein-
seitigen Überwiegen von hellgelben Farbstoffen und Fehlen
der dunkleren Farbstoffen. Einzelne Fischearten sind für eine
derartige Goldfärbung, auch Kanarienvogel genannt, empfäng-
licher als andere, wie z. B. die große Familie der farphen-
artigen Fische, deren vornehmste Vertreter in dieser Hinsicht
der Goldfarphen und der Mant oder Goldmerling bilden.

Vom Goldfarphen kennen wir mindestens drei Arten. Am
bekanntesten und verbreitetsten von ihnen ist der in Italien
und Südfrankreich massenhaft gezüchtete, eingangs erwähnte
Goldfisch. Er stammt aus China, wo man ihn schon vor Jahr-
tausenden gezüchtet hat. Es handelt sich bei ihm um einen
Nachtzucht, der eine besondere Neigung zur Goldfärbung
zu besitzen scheint. Durch einfache Zuchtwahl gelang es den
Chinesen, diese Eigenschaft bei den Tieren erblich zu machen,
so daß man den Goldfisch heute zu den konstanten Arten
rechnen kann. Zu frühesten Jugend weist auch er noch die Far-
bung seiner Eltern auf, eine matte kupferfarbene, die aber lang-
sam vor allem unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen ver-
schwindet und dem bekannten prächtigen Goldgelb Platz macht.

Von unseren einheimischen Nachtzucht gibt es auch eine
goldfarbene Art, die indessen nicht so häufig ist wie die
chinesischen Verwandten. Ihre Abkömmlinge zerfallen in zwei

"Ja, entfinde mich, jagte der alte Herr nachkommend.

bringen? Wenn allen lieben Freund Peter Zug-
beine von einer Zündkerze aus Zentralfurta zurück-
geführt ist.“

„Gern, lieber Karol, Herr Zug ist mit willkommener
sehr fern und würde ihn sehr. Man darf ich auch a-
schaffen?“

[illegible]

konnten als Hauptbedingung an dem Wesen der Vorgesetzten eine große Gottfrucht anheften. Sie waren die ersten, die bei der Gefährdung des Vorgesetzten maßvoller Einrichtungen bedachten, nämlich der Sammelstellen. Sonst hätten die Gefahr des Verstoßens über Friedenland und bei fallender Solomoni nach Wille und Wechseln. Die Zustimmung des Vorgesetzten war für den ersten Schabund.

Don Walter Roderich

Don Walter Roderich

noch das Wort des Herrernamen, aufdringlich zugleich in Charakter und Studium des betreffenden Stoffes.

Die Kenntnis der Strogbereitung war ein geheimer Geheiß auf dem Wege vom Plombeerbaum zum alchemischen Zerschlagung. Unseren Vätern hätten freilich die gleichen Worte, von denen wir wissen, nicht gemundet haben können, unüberdachtlich handhabt zu erfahren sein. Und doch

konnten selbstverständlich auf dem Weite der Strogbereitung große Schwierigkeiten aufsteigen. Sie waren die ersten, die sich bei der Zerkleinerung des Strogrindes nachtheiliger Einwirkungen beugen, nämlich der Fäulnisbildung. Sonst hätten die Kunst des Strobadens über Griechenland und besten theilweise Kolonien nach Mittel- und Asien verpflanzt. Dem Einkünfte des Stellers hätten wir, fast im ersten Jahrhundert

(æventhering folio)

(Fortsetzung folgt)